Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Der Nebenverdienst des höhern Lehrerstandes

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Visual Library

Der Nebenverdienst des höhern Lehrerstandes

Dem preußischen Abgeordnetenhause ist ein Gesetzentwurf zugegangen, der eine allgemeine Gehaltsaufbesserung der mittleren Beamten vorschlägt und unter andern auch die Lehrer an den höhern Schulen mit einer Zulage*) bedenken möchte. Aber die frühern, infolge der günstigen Finanzlage hochfliegenden Erwartungen sind seit dem Erscheinen des Entwurfs bedeutend herabgestimmt, und mehr und mehr beginnt in den Lehrerkreisen das Gefühl einer gewissen Enttäuschung Platz zu greifen. Denn nicht einmal auf die seit Jahrzehnten immer wieder verheißene Erfüllung eines Hauptwunsches ist zu rechnen: die Richter erster Instanz werden auch diesmal wieder in Anfang- und Endgehalt und der Höhe der Alterszulagen, vor allem aber in der auf sie fallenden Gesamtsumme wesentlich besser gestellt werden als die Oberlehrer, die Verheißungen früherer Minister und Landtage sind also leere Worte geblieben.

Daß das wieder so gekommen ist, ist freilich weniger wunderbar, als es scheint. Denn ein Umschwung in der Meinung der Welt kann nur allmählich herbeigeführt werden. Ja es fragt sich sogar, ob es vonseiten der Oberlehrer klug gehandelt ist, sich immer wieder nur an diesen einen Vergleich anzuklammern. Lehrer sind keine Richter. Ob freilich die Abweisung jedes Vergleichs zwischen den „studirten" Ständen damit begründet werden kann, daß die Verhältnisse eines jeden Standes aus sich heraus beurteilt werden müssen, ist auch fraglich. Denn dann müßte jeder Stand auch abgesondert erzogen werden, für sich leben und ohne Wechselbeziehung zu andern gleichartigen Ständen stehn. So ist die Welt doch nicht eingerichtet.

Ich glaube vielmehr, daß man besser thäte, wenn man den Wunsch der Gymnasiallehrer erweiterte und so faßte, daß ihre Laufbahn etwa dieselben Aussichten bieten möchte wie alle andern „studirten" Berufe, soweit sie zu einer fest besoldeten Stelle führen; daß also z. B. dieselben Einkommenverhältnisse bei den Geistlichen, den Juristen (nicht bloß bei den Richtern) und

*) Alle Amtsrichter von 3000 bis 6300 Mark und Wohnungsgeld in 24 Jahren. Alle Oberlehrer 2700 bis 5100 Mark und Wohnungsgeld in ebenfalls 24 Jahren. Dazu für die Hälfte von ihnen die vielumstrittene sogenannte „Funktionszulage" von 900 Mark.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

den akademisch gebildeten Lehrern herrschen möchten. Denn von einer größern oder geringern Wichtigkeit der der Gesamtheit geleisteten Dienste sollte man doch nicht reden. Bei billiger Beurteilung wird man zugeben müssen, daß sie auf den verschiednen, einander entsprechenden Stufen gleichwertig sind, nur Berufshochmut kann das leugnen wollen. Oder wer möchte sich getrauen, den Unterschied in dem Werte der Leistungen anzugeben, wenn in einer beliebigen Mittelstadt der Superintendent den Gottesdienst der Gemeinde leitet, der Gymnasialdirektor die studirende Jugend bis zur Universität bringt, und der Oberamtsrichter oder Landgerichtsdirektor die mittlere Rechtspflege versieht? Ferner: alle drei haben gleiche akademische Vorbildung, haben etwa gleiche geistige Befähigung und haben auch fast gleiche Opfer für ihre Ausbildung bringen müssen. Gewöhnlich werden sie auch zu einander in einem angenehmen persönlichen Verhältnis stehn, das auf der Anerkennung gesellschaftlicher Gleichberechtigung beruht. Es liegt also kein Grund vor, den einen Stand vor dem andern zu bevorzugen. Was aber für die leitenden Personen gilt, wird wohl auch für die Pastoren, Amtsrichter und Oberlehrer recht und billig sein.

Aber der höhere Lehrerstand giebt sich selbst nicht der Hoffnung hin, daß sich diese „Utopie" schnell verwirklichen werde. Ja die Pessimisten in seinen Reihen leugnen überhaupt die Möglichkeit. Nicht als ob der Lehrerstand davon überzeugt wäre, daß ihm mit dieser Zurücksetzung nur sein Recht geschehe, und daß er weiter nichts als den letzten Platz zu verlangen habe. Nein, aber das Vergleichen der einzelnen Stände ist zur Zeit unbeliebt, und wenn man davon redet oder darnach strebt, die Oberlehrer und die Juristen einander finanziell gleich zu stellen, so ist das eben ein Vergleich, ein in neuester Zeit immer mehr und mehr abgelehnter, oder nach dem schönen Kunstausdruck „inopportuner" Vergleich.

Ferner, wenn man sich überhaupt auf das Vergleichen einlassen will, so kommt es bekanntlich dabei nicht so sehr auf die Gerechtigkeit der Sache an (denn jeder Vergleich hinkt), sondern auf die mehr oder minder vorhandne Sympathie, die man den Vergleichsobjekten entgegenbringt. Will man z. B. dem höhern Lehrerstande wohl, so wird man mehr das Verbindende zwischen den einzelnen Ständen hervorheben; ist man entgegengesetzter Ansicht, so wird natürlich das Trennende hervorgekehrt. Wir dürfen uns aber nicht verhehlen: der höhere Lehrerstand genießt aus mancherlei Gründen in unserm Vaterlande nur ein geringes Maß von Beliebtheit, und darin liegt eine der Haupturſachen, daß man ihm etwas versagt, wozu er die volle Berechtigung hat: die innere und äußere Gleichstellung mit den andern „studirten" Ständen. Es ist hier nicht der Ort, zu untersuchen, wie weit diese Ansicht berechtigt ist. Es handelt sich nur darum, festzustellen, daß sie in den weitesten Kreisen der Gebildeten verbreitet ist.

Freilich tritt sie selten ganz unverhüllt zu Tage. Denn es sind meist

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

persönliche Veranlassungen, die dazu führen, und wer möchte z. B. gern zugeben, daß ihm der höhere Lehrerstand unsympathisch ist, weil sich für viele unliebsame Erinnerungen an die Schulzeit knüpfen, oder weil einzelne Glieder dieses Standes unsanft in die Verhältnisse der Familien greifen und die Hoffnung auf das Vorwärtskommen der Söhne herabstimmen mußten?

Dazu kommt noch ein zweites, was man in unsrer rasch lebenden und rasch vergessenden Zeit leicht übersieht: der höhere Lehrerstand ist ein junger Stand und hat keine eigentliche Standesgeschichte. In frühern Zeiten, wo es fast keine Philologen und Mathematiker von Fach gab, stand er als Vorstufe zum geistlichen Amte zwischen den Volksschullehrern und Pfarrern. Die meisten Theologen gingen durch das höhere Lehramt hindurch. Wer tüchtig war, erhielt eine Pfarrstelle. Wer diese aus irgend einem Grunde nicht erreichte, blieb an der Schule sitzen. Ältere Leser werden sich gewiß noch an manchen solchen ewigen cand. theol. erinnern, der für die höhern Schulen eben gut genug war. In manchen Ländern war es geradezu Vorschrift, daß die Theologen jahrelang an den Gymnasien philologischen Unterricht erteilen mußten, ehe sie eine Pfarrstelle erhielten. Ich verweise nur auf Württemberg und Siebenbürgen. Daraus ergab sich, vor allem für die ältern Gymnasiallehrer, ihre soziale Stellung zwischen dem Volksschullehrer und dem zum Geistlichen aufgerückten Theologen. Erst seitdem der höhere Lehrerstand nicht mehr eine Stufe geblieben, sondern ein Stand geworden ist, hat sich hierin etwas geändert. Aber es fehlt noch viel, daß dem gesamten Stande von der öffentlichen Meinung die Stellung eingeräumt würde, die ihm gebührt.

Freilich, unverhüllt wird das nirgends ausgesprochen, aber aus dem neuen preußischen Etatentwurf geht es wieder deutlich hervor: die Unbeliebtheit und die geringe soziale Wertschätzung des höhern Lehrerstandes sind immer noch Gemeingut der öffentlichen Meinung. Der höhere Lehrerstand hat nur den leidigen Trost, daß es den technischen Beamten, die nach der Maturitätsprüfung das Polytechnikum besucht haben, auch nicht besser ergeht. Wie heute die Dinge liegen, wird die Hoffnung alle Tage geringer, daß es gelingen werde, ähnliche Behandlung und Besoldung zu erlangen, wie die Juristen, geschweige denn, einmal eine eigne Verwaltung aus lauter Fachmännern zu erhalten. Dem höhern Lehrerstande, der so naiv war, die Einlösung früherer Versprechungen auch jetzt noch zu erwarten, werden diese mit immer deutlicheren Worten abgeschlagen, und dabei werden, damit man doch nicht bloß das Nein höre, auch einige Gründe vorgebracht, die manches für sich zu haben scheinen, wenn man die Dinge oberflächlich betrachtet.

Vor allen Dingen sind es zwei Einwürfe, die uns bei Erstrebung besserer Verhältnisse gewöhnlich entgegengehalten werden: die größere Ausdehnung der Freizeit (Ferien) und die größere Möglichkeit, durch Nebenarbeit unser Einkommen zu gewünschter Höhe zu ergänzen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Auf den ersten Einwurf gehe ich hier nicht ein. Denn die Ferien sind nicht der Lehrer, sondern der Schüler wegen gemacht. Gerade die Leute, die sie den Lehrern am häufigsten vorhalten, würden sich wahrscheinlich am lautesten beklagen und entrüstet von Übereifer reden, wenn man bei ihren Söhnen anfangen wollte, das Maß der Freiheit einzuschränken.

Der zweite Punkt erscheint beachtenswerter. Es ist mit Sicherheit vorauszusehn, daß in allen künftigen Landtagsverhandlungen, die sich mit den Einkünften des höhern Lehrerstandes befassen werden, diese Einwendung wiederkehren wird. Es lohnt sich also wohl, ihre Berechtigung einmal zu untersuchen. Denn in der Regel werden die Nebeneinnahmen der Lehrer bedeutend überschätzt; ja nach manchen geheimnisvoll klingenden Andeutungen könnte es fast scheinen, als ob man mit Schriftstellern, Pensionäre halten und Privatstunden geben in kurzer Zeit weit größere Schätze sammeln könne, als vielleicht der zufällig das Unterrichtsreferat führende Abgeordnete und Landrat jemals in einer langen Reihe wohlabgeschlossener Terminverkäufe gesammelt hat.

Dem ist aber nicht so. Was zunächst die Schriftstellerei betrifft, so weiß jeder, der, ohne „Kassengröße" zu sein, die Feder führt, daß ihr keine Goldströme entfließen. Nur wer das Geschick und das Glück hat, ein gut gehendes Schulbuch zustande zu bringen, darf hoffen, von seinem Honorar etwas übrig zu behalten. Wer aber bei wissenschaftlicher Arbeit auf einen erwähnenswerten Lohn hofft, der täuscht sich. In der Regel deckt das Honorar kaum die Aufwendungen für Bücher und Porti. Die Arbeit hat man meist umsonst gethan, und den Lohn kann man nur in der Anerkennung finden, die der Arbeit zu teil wird, wenn sie gut ist. Gewiß, es wird von den akademisch gebildeten Lehrern viel geschriftstellert, und mit Recht. Denn sie sind als Lehrer dazu berufen, nicht nur mit dem schlichten Wort, sondern auch mit der Feder zum Volke zu reden. Und sie sind, was man bei dem ewigen Ausrufen und Anpreisen der „neuen verbesserten Methoden" leicht vergißt, im letzten Grunde doch Gelehrte, deren beste Habe in dem besteht, was sie gelernt haben. Sie sollen darum auch ihr Wissen in den Dienst der Gesamtheit stellen, und sie sind auch, das kann man ohne Unbescheidenheit sagen, seit dem Erstarken eines höhern Lehrerstandes ein nicht unwichtiger „Faktor" in der Förderung der wissenschaftlichen Bildung der Deutschen geworden. Aber zu Reichtum hat es durch seine Feder wohl noch keiner gebracht, ja kaum zu Wohlstand. Die meisten, die zur Feder greifen, müssen sich damit begnügen, den Musen gehuldigt zu haben, und die Musen sind keine Erbtöchter. Jedenfalls sollte man niemanden damit abspeisen, zu sagen: Schreibe, um das, was dir der Staat giebt, zu einem erträglichen Einkommen zu erhöhen.

Was das Pensionswesen anlangt, so muß zugegeben werden, daß das Volk ein Interesse daran hat, daß sich geeignete Lehrerfamilien bereit finden lassen, Söhne, die nach auswärts gethan werden müssen, bei sich auf-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zunehmen. Denn es ist augenscheinlich, daß dort die Knaben die angemessenste Anleitung finden werden, mit Anstand durch die Schuljahre hindurchzukommen und zu einem befriedigenden Abschluß ihrer Gymnasial- oder sonstigen Studien zu gelangen. Es ist aber fraglich, ob man dieses Interesse in den Vordergrund stellen darf. Noch fraglicher ist es, ob man der Gesamtheit der Lehrerfamilien damit einen Dienst erweist, wenn man sie durch geringe Besoldung des Familienhauptes zu dieser Beschäftigung zu drängen sucht. Denn mit dem Pensionswesen hängt eine Menge von Unannehmlichkeiten zusammen. Handelte es sich bloß um die Erziehung, so wäre es ja sehr schön, das Haus voll strebsamer junger Leute zu haben. Aber leider kommt auch das Materielle hinzu, die Verpflegung und die Unterbringung in geeigneten Räumen, und hier kann man sehr häufig die Beobachtung machen, daß die „Werdenden" durchaus nicht immer dankbar sind, wenn sie auch allen Grund dazu hätten. Dazu kommt, daß sich bei unsern immer mehr sich ausbildenden Verkehrsverhältnissen die Zahl der Pension suchenden Schüler immer mehr vermindert; vor allem derer, die aus guter Familie stammen, und die das zu zahlen imstande sind, was eine Lehrerfamilie fordern muß, wenn sie einen bescheidnen Gewinn erzielen will. Daß in diesem Punkte die letzten Jahre überall einen Rückgang zeigen, ist wohlbekannt. Fast überall zahlte man vor fünfundzwanzig Jahren dieselben, ja höhere Pensionspreise als jetzt, und wie haben sich seitdem die sonstigen Preisverhältnisse geändert! Auch die starke Konkurrenz ist an diesem Stillstand der Preise schuld. Häufig befassen sich Witwen mit diesem Erwerb, auch Geistliche, die große Dienstwohnungen haben, bieten aus diesem sichern Besitz heraus billige und gute Pensionen, die der Lehrer deshalb nicht bieten kann, weil er mit der Wohnungsmiete und seiner amtlichen Verantwortung ein weit größeres Risiko trägt. Deshalb besteht in weiten Kreisen der höhern Lehrerschaft eine tiefe Abneigung gegen diese Art des Nebenerwerbs. Die Zahl der Pensionäre und der Pension haltenden Lehrer geht ständig zurück. Es ist aber auch durchaus nicht allen Lehrerfamilien möglich, selbst wenn sie wollten und geeignete junge Leute fänden, ein Pensionat zu halten. Denn zu einer ordentlichen Pension gehört eine tüchtige, kerngesunde Hausfrau, die ihre Aufgabe ebenso gut zu erfüllen weiß, wie der Mann die seinige. Aber abgesehen davon, daß sich nicht jede junge Frau dazu eignet, eine große Wirtschaft zu leiten, ist es auch nicht jederzeit erwünscht, halberwachsene Zöglinge im Hause zu haben. Sind die eignen Kinder noch klein oder sehr pflegebedürftig, so müssen in einer Pension von drei bis vier Schülern entweder diese oder die eignen Kinder zu kurz kommen. Noch weniger passend will das Pensionhalten erscheinen, wenn in einer Lehrerfamilie die Töchter heranwachsen.

Die Möglichkeit, Pensionäre zu halten, ist also, wie man sieht, für die Lehrerfamilien nicht nur nicht allgemein, sondern im Gegenteil sehr eingeengt. Kränkliche oder auch nur schwächliche Leute können es überhaupt nicht, und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

auch für ganz Gesunde sind es verhältnismäßig nur wenige Jahre, die in Betracht kommen. In eine ganz junge Ehe paßt es nicht hinein, und andrerseits gehört völlige körperliche Rüstigkeit dazu, die Sorgen und Aufregungen zu ertragen, die damit verknüpft sind. Man bedenke, was es heißen will, wenn in einem Pensionat einmal eine ansteckende Krankheit ausbricht! Der Gewinn aber ist gegenüber der Unannehmlichkeit, daß man fast nie mit Frau und Kindern allein ist, recht geringfügig; am geringfügigsten in großen Städten, wo man für eine zu Pensionatszwecken geeignete Wohnung sehr hohe Preise zahlen muß, die auch dann weitergezahlt werden müssen, wenn sich kein einziger Pensionär melden will. Ich habe in eine ganze Reihe von Lehrerfamilien hineingeblickt, die es zur Aufrechterhaltung ihrer Lebensführung für notwendig hielten, sich diesem Erwerbszweige zu widmen. Aber fast nirgends habe ich den Eindruck der Behaglichkeit und Zufriedenheit gewonnen. Der Zwang, der auf dem Familienleben liegt, entfremdet die einzelnen Familienmitglieder, der Ärger, der mit halbwüchsigen jungen Leuten unfehlbar in das Haus einzieht, macht Mann und Frau nervös und vor der Zeit matt, und der Gewinn? Ich glaube nicht, daß die, die uns immer wieder auf das Pensionatswesen hinweisen, auch nur einen einzigen Mann anführen können, der bei anständiger Führung seines Haushalts einen nennenswerten Sparpfennig aus seinen Pensionatsjahren zurückgelegt hat.

So blieben denn noch die Privatstunden. Aber auch die sind wie das Pensionatswesen ein Übel. Es giebt drei Arten von Privatstunden, in denen sich ein wissenschaftlich gebildeter Lehrer beschäftigen und sich so einen Zuschuß zu seinem Gehalte verdienen kann: wenn er an Privatschulen nebenher Unterricht erteilt, wenn er junge Leute, die aus irgend einem Grunde den regelmäßigen Kursen ferngeblieben sind, auf die Reife-, Freiwilligen- oder sonst eine Prüfung vorbereitet, und wenn er Schülern der höhern Lehranstalten, die nicht vorwärts kommen, Nachhilfeunterricht giebt. Von diesen drei Arten ist die erste die angenehmste. Denn es ist immer anregender und abwechslungsreicher, zu einer Klasse, selbst auf einer „Presse" zu reden, als zu einem Einzelnen. Man findet dann immer eine Anzahl williger, ja sogar befähigter Schüler, mit denen sich arbeiten läßt. Als ein Glück möchte ich es bezeichnen, wenn ein Lehrer, der sonst nur Knaben vor sich hat, die zum Studium gebracht werden sollen, auch einmal Mädchen unterrichtet, oder junge Leute, die sich einem sogenannten „praktischen" Berufe zugewendet haben. Er wird dann manche Einseitigkeiten seiner Auffassung erkennen und sich bemühn, sie abzulegen. Aber gerade diese so erwünschte Ergänzung der Lehrthätigkeit wird nur schlecht bezahlt, bringt auch manche Mißlichkeiten wegen des Stundenplans mit sich (z. B. Abendunterricht, Hin- und Herlaufen zwischen den oft weit entfernten Unterrichtslokalen) und schafft neue Korrekturlast. Aber selbst wenn man das alles gering anschlägt, eine Hauptschwierigkeit, diesen Weg zu betreten,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ist die: er ist bei dem großen Andrang dazu schwer gangbar, weil sich fast nur in den großen Städten und auch da nur wenigen die Möglichkeit bietet, auf diesem Wege etwas zu verdienen. Es kommt also vor allem der Einzelunterricht in Betracht. Hier kann ich nun aus einer zwanzigjährigen Erfahrung reden und versichern, daß alle Vermutungen, was damit verdient werden könne, weit, oft um das Drei- bis Vierfache über das hinausgehen, was selbst in den besten Jahren mit großer Anstrengung und Selbstverleugnung dabei wirklich erworben werden kann. Am angenehmsten ist noch die Vorbereitung junger Leute zu irgend einer Prüfung. Denn in der Regel nimmt man mit ihnen einen Stoff durch, der ihnen noch unbekannt ist, was immer erfreulicher ist als die Wiederholung von schon Dagewesenem. Dann haben es die jungen Leute gewöhnlich sehr nötig, zur rechten Zeit zu bestehn, und zeigen daher meist guten Willen. Meistens hat man es freilich mit solchen zu thun, die aus ihrer frühern Bahn gelenkt worden sind, und die Begabtesten sind es gewöhnlich nicht, weil es diese eben auf den öffentlichen Lehranstalten bequemer und billiger haben. Aber ich erinnre mich doch noch gern an eine Reihe von Stunden, die ich solchen Leuten gegeben habe, vor allem Realschulabiturienten, die die Gymnasialreifeprüfung nachholen wollten. Auch früher nachlässig gewesene Gymnasiasten hatten in der Regel den Ernst ihrer Lage begriffen und arbeiteten unverdrossen, um zu bestehn. So ist dieser Unterricht nicht ohne Freude und bietet außer materiellem Lohn eine gewisse innere Befriedigung. Aber auch hier sind die Lehrer den Schülern gegenüber in der Mehrzahl, und in kleinern Orten wird höchstens aller paar Jahre einmal ein solcher Fall vorkommen.

Während aber diese beiden Arten noch eine befriedigende Thätigkeit bieten, läßt sich das von dem Nachhilfeunterricht an Zurückgebliebne in keiner Weise behaupten. Das ist eine öde Kärrnerarbeit, zu der Lehrer und Schüler nur durch die Not getrieben werden. Handelt es sich um kränkliche oder lange dem Unterricht ferngebliebne Schüler, so geht es immer noch. Aber die Hauptmasse wird ja von den indolenten Bengeln gestellt, die nur um der Stellung der Eltern willen die höhern Schulen besuchen. Wenn dann in langen, sorglosen Monaten selbst das Notwendigste versäumt worden ist, und das Elternhaus sich nicht mehr imstande fühlt, den Jungen auf der richtigen Bahn zu erhalten, ruft man nach Arbeitsstunden und Privatunterricht. Dann sollen in wenig Wochen die Lücken ausgefüllt und der Junge zur Versetzungsreife gebracht werden. In vielen Fällen ist das gar nicht mehr möglich. Dann ist natürlich der Lehrer schuld. Gelingt es ihm aber, so hat er auch dann auf keinen Dank zu rechnen, da nun die Eltern sehr oft die Ausgaben bereuen. Man sollte ja über eine Arbeit, die man sich selbst auferlegt, ja die man gesucht hat, nichts Übles sagen. Aber wie öde und verloren erscheinen doch einem Lehrer, der sich jahraus jahrein mit solchen Jungen plagt, solche

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Stunden! Denn man giebt sie um des leidigen Lohnes willen, und meistens an Jungen, bei denen man voraussieht, daß es ihnen doch nichts nützt, und die, sowie die lästige Osterprüfung vorbei ist, bereit sind, sofort in ihren alten Fehler zu verfallen, nichts zu thun und das eben Gelernte so schnell als möglich wieder zu vergessen. Dazu kommt aber nun, daß sich an die Erteilung von Nachhilfeunterricht die gehässigsten Nachreden knüpfen. Da heißt es, daß der Ordinarius von Sekunda nur deshalb so auf die griechische Syntax drücke, daß möglichst viele Schüler sie sich noch einmal privatim von ihm einpauken lassen müßten. Oder vom Mathematiker, er haste in der Geometrie und habe einen so undeutlichen Vortrag, nur um sein Studirzimmer möglichst voll mit „Übenden" zu besetzen und so möglichst viel Geld herauszuschlagen. Es ist eine Thatsache, daß gerade in den besser gestellten Kreisen solche Ansichten gäng und gäbe sind. Die höhern Schulen sind ja, seitdem der Überbürdungsruf erschollen ist, für viele Leute nur dazu da, mit Unmut von ihnen zu reden und auf diese billige Weise die eignen Fehler vor andern und vor sich selbst zu beschönigen. Um dem ärgsten Gerede vorzubeugen, besteht an vielen Schulen die Bestimmung, daß kein Lehrer seinen eignen Schülern Privatunterricht erteilen darf. Das läßt sich aber nur in großen Städten durchführen. In kleineren Orten ist es unmöglich. Dort muß der Lehrer schon aus Mangel an geeigneten Persönlichkeiten oft seine eignen Schüler unterrichten. Glücklich der, der soweit ist, das ganz ohne Entgelt thun zu können. Dank hat auch er nicht zu erwarten, aber es bleibt ihm wenigstens die üble Nachrede erspart. Am glücklichsten ist der zu preisen, der sich zu dem Entschlusse durchgerungen hat, gar keinen Privatunterricht zu erteilen und selbst der verlockendsten Versuchung aus dem Wege zu gehn.

Mancher wird nun glauben, daß, wenn die Sache selbst so verdrießlich ist, der Verdienst dabei doch sehr gut sein müsse, weil sich immer noch so viele finden, die ihn nicht verschmähen. Aber auch das wird gewöhnlich stark überschätzt. Die meisten deutschen Staaten haben die höchste Zahl der Privatstunden, die ein an höhern Lehranstalten angestellter Lehrer erteilen darf, festgesetzt, auf sechs in der Woche. Nun $6 \times 52 \times 3$ Mark*) giebt jährlich beinahe tausend Mark. Leider ist das Exempel falsch. Die Ferien und mancherlei Feiertage im Jahre fallen ohne weiteres weg, und wer das Privatstundenwesen kennt, weiß, daß in der Regel nur das Vierteljahr von Weihnachten bis Ostern in Betracht kommt. Denn die meisten Schüler und Eltern raffen sich erst dann zu einem Entschluß auf, wenn man ihnen zu Weihnachten förmlich und feierlich eröffnet hat, daß es mit den Versetzungsaussichten zu Ostern schlimm

*) Das ist der fast überall (seit zwanzig Jahren!) gebräuchliche Satz, der nur selten überschritten wird: sehr niedrig im Vergleich zu dem, was ein guter Arzt oder Rechtsanwalt in der gleichen Zeit verdient.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

stehe. Aber selbst wenn man den Widerwillen überwindet und sich zu dieser Kärrnerarbeit entschließt, ist noch gar nicht gesagt, daß man alle sechs Stunden in diesem ertragfähigsten Vierteljahr besetzen kann. Die Konkurrenz von allerhand Privatlehrern und Privatlehranstalten ist so groß, daß es, selbst wenn man wollte, durchaus nicht immer gelingt, einen nennenswerten Bruchteil der oben genannten Summe zu erwerben. Mit den Jahren schwindet aber auch der Wille dazu. Man fühlt, wenn man eine Reihe von Jahren seine freie Zeit mit Privatunterricht ausgefüllt hat, unwillkürlich, daß es einen Zeitpunkt giebt, wo man die wissenschaftlichen Interessen nicht mehr ungestraft hintansetzen darf. Es ist die Furcht vor dem Handwerk, die einen dann überkommt und einem den Wunsch nahe legt, auf solches zu teuer erworbne Geld zu verzichten. Darum geht auch allgemein der Zug durch die höhere Lehrerschaft, das Privatstundenwesen sobald als möglich abzuschütteln, um seine Freizeit besser auszufüllen.

Aber gerade die dem höhern Lehrerstande gegönnte Freizeit ist schon oft Gegenstand einer übelwollenden Beurteilung gewesen. Indem man absichtlich Hand- und Kopfarbeit verwechselt und die Korrekturen, die häuslichen Vorbereitungen und die Konferenzen nicht berücksichtigt, sagt man: Vier Stunden den Tag ist nicht zu viel. Das hat sogar in Preußen dazu geführt, die Maximalstundenzahl als Normalzahl einzuführen und anderwärts die Gehalte zu beschneiden und die Lehrer ausdrücklich auf Nebenarbeit und Nebenverdienst hinzuweisen. Wie übel das erste gewirkt hat, wird jetzt von den Behörden selbst unumwunden zugegeben: in der vorzeitigen Dienstunfähigkeit so vieler Lehrer liegt eine eindringliche Warnung.

Also die Möglichkeit des Nebenerwerbs kann man nicht als triftigen Grund dafür ansehn, daß der höhere Lehrerstand schlechter bezahlt werden müsse, als die ihm gleichgestellten Theologen und Juristen, denn dann müßte man damit mindestens ebenso viel verdienen können, als die Einnahmen jener Stände höher sind.

Freilich, die Lehrerwelt hat noch weit zu ihrem Ziel. Die demütige Stellung des akademisch gebildeten Lehrerstandes kennzeichnet nichts mehr, als daß man dem ganzen Stande ansinnt, einem Nebenverdienst nachzugehn. Das ist nicht besser, als wenn man der Gesamtheit der Geistlichen zumuten wollte, für Geld Predigten und Vorträge zu Festlichkeiten zu halten, oder wenn man die Amtsrichter auffordern wollte, für Geld rechtsgelehrten Rat zu erteilen. Wenn das einer von den Angehörigen dieser Stände privatim thut, so ist es ihm, soviel ich weiß, unbenommen. Aber eine Behörde oder eine parlamentarische Versammlung würde sich wohl hüten, öffentlich den beiden Ständen solche Nebenthätigkeit zu empfehlen, um ihnen damit das Einkommen zu ermöglichen, das sie zu einer standesgemäßen Lebensführung brauchen, und das ihnen der Staat oder die Gemeinde nicht geben will. Damit soll nicht gesagt sein, daß solche Privat-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

arbeit des höhern Lehrerstandes überhaupt aufzuhören habe, sie soll nur frei sein. Nicht die Not, sondern die Neigung soll den Einzelnen dazu führen. Wer keine Neigung hat, der mag in seinem Berufe sein Genügen finden oder sich mehr, als es in unsern Kreisen bisher üblich war, am öffentlichen Leben beteiligen. Vor allem aber soll uns der Übergang zum Lehramt nicht die Thüren zum Tempel der Wissenschaft verschließen. In dem Einerlei des Berufes hat man es oft recht nötig, dahin zu flüchten und in stillen Stunden bei den großen Alten und den „bessern neuern Schriften" einzukehren. Wie viele sind aber dazu, leider, zu — müde! Wie viele haben es auch in der langen Dulderzeit der Hilfslehrerjahre ganz verlernt!

Man hat seit einigen Jahren diese Übelstände erkannt. Man hat gesehn, daß die Einzelnen zu früh matt werden und ausspannen müssen, und daß der Nachwuchs ausbleibt. Die Söhne besserer Familien, die durch Familienüberlieferung und gute Vermögensverhältnisse gewissermaßen von der Natur zum Studium bestimmt sind, wenden sich immer mehr von der Philologie und der Mathematik ab, ja es ist zu fürchten, daß sich auch die Begabteren aus den ärmern Kreisen des Volkes nicht mehr zu diesem Berufe entschließen werden. Die Hörsäle der Philologen und der Mathematiker leeren sich zusehends, und ihre Seminare sind meistens nur zur Hälfte besetzt, und bisweilen mit Leuten, die vor zwanzig Jahren, als unser deutsches Schulwesen blühte, gar nicht daran hätten denken dürfen, aufgenommen zu werden.

So hat man denn in den meisten Staaten Abhilfe zu schaffen gesucht. Am entschiedensten ist Preußen vorgegangen. Dort haben die akademisch gebildeten Lehrer 1892 das Dienstaltterssystem und damit endlich die Sicherheit des Aufrückens und den Normaletat erhalten. Und für 1897 ist vorgeschlagen, daß sie, wenn auch „in gebührendem Abstande" doch pari passu mit den Amtsrichtern vorrücken sollen. Daß sie wieder hinter diesen hermarschiren müssen, daran ist eben die falsche Vorstellung schuld, die von ihrem Nebenverdienst unter den Leuten verbreitet ist. Ob es diesmal gelingen wird, das längst gewünschte Ziel zu erreichen und auch die finanzielle Gleichstellung mit den Juristen gleichen Ranges zu erlangen, müssen wir abwarten. Es kann aber nicht oft genug darauf hingewiesen werden, daß dieser Anspruch auf Gleichstellung innerlich wohl begründet ist.

Wir haben jetzt den vierhundertjährigen Geburtstag Melanchthons, des praeceptor Germaniae, gefeiert. In einer seiner declamationes schildert er beredt das Elend der damaligen Lehrer. Seitdem ist vieles besser geworden, vieles trifft aber auch heute noch zu, vor allen Dingen die Belastung der Lehrer mit Nebenarbeit. Hoffentlich gelingt es unsrer Zeit, sie auch von dieser Last noch zu befreien.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG